

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anserte werden die 5gespaltene Zeitzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsangelegen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Morgen Des Zaren Friedenskundgebung.

Ein Mord.

* Leipzig, 12. September.

Am vorigen Sonnabend ist die Kaiserin von Oesterreich in Genf von einem Menschen ermordet worden, der sich Luccheni nennt, seinem Geburtsorte nach Pariser, seiner Nationalität nach Italiener sein will und sich auf der Polizeiwache als Anarchist bekannt haben soll, als ein brotloser Proletarier, der, wie es wörtlich in den offiziellen Telegrammen heißt, „nichts gegen die Arbeiter, aber gegen die Reichen“ habe. Nur diese zunächst unbegreifliche Meldung kann dazu veranlassen, das traurige Ereignis an einer Stelle zu besprechen, wo sonst politische Tagesfragen erörtert zu werden pflegen; die That selbst hat ein menschliches, aber kein politisches Interesse.

Unter allen fürstlichen Persönlichkeiten, die auf Thronen sitzen, war die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich wohl diejenige, die aller Politik am fernsten stand, die nicht einmal mittelbar in irgend welchen Zusammenhang mit politischen Vorgängen gebracht werden konnte. Sie nahm selbst an den höfisch-offiziellen Pflichten, die ihr durch ihre Stellung auferlegt wurden, keinen oder so gut wie keinen Teil; sie lebte einsam, meist auf Reisen, und die Dessenlichkeit hörte selten von ihr. Ein einziges Mal war sie seit undenkbarer Zeit in eine sozusagen diplomatische Haupt- und Staatsaktion verwickelt; sie wollte sich mit einem namhaften Beitrage an der Sammlung für ein Gedenkmahl in Düsseldorf beteiligen und rief dadurch der Protest des großmächtigen deutschen Reichs hervor; die Goldschreiber der Familie Bismarck behaupteten, daß Graf Herbert Bismarck bei all seinen sonstigen diplomatischen Blamagen doch wenigstens den einen Erfolg erzielt habe, durch seine Vorstellungen die Kaiserin Elisabeth von jeder öffentlichen Kundgebung ihrer Sympathie für seine zurückzuhalten. Ob dem nun so oder anders war: die Begeisterung der Kaiserin für einen genialen und großen Dichter, dem die europäischen Fürstentümer alles andere eher als Bewunderung und Ehrfurcht einflößten, bewies einen feinen und geklärten Geschmack, ein freies und unabhängiges Urtefl, die nicht anders als sympathisch berühren konnten.

In keinem Falle war der Dessenlichkeit irgend etwas bekannt, was der Kaiserin Elisabeth irgend welchen politischen

Satz zuziehen konnte. Wer durch ihre Ermordung politische Zwecke zu fördern versucht hätte, müßte von vornherein ein intellektuell und moralisch gleich irrsinniges Subjekt sein. Ohnehin würde ein politischer Mörder sich kaum zu der erbärmlichen Feigheit entschließen, eine wehrlose Greisin niederzustößen und dann das Hasenpanier zu ergreifen. Gegen einen politischen Mord spricht also alles, was bisher an Thatfachen über die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich bekannt geworden ist. Sollte der Mörder sich wirklich als politischer Verbrecher aufgespielt haben, so will er entweder eine aus gemeinen Beweggründen begangene Missethat beschönigen, oder er ist ein geisteskranker Mensch, der leider nicht rechtzeitig ins Irrenhaus gesteckt worden ist. Von einem politischen Mord können nur Narren oder Schelme reden; wer ehrlich und vernünftig urteilen will, muß sagen, daß in Genf an der Kaiserin von Oesterreich ein Mord begangen worden ist, dessen Beweggründe sich noch nicht erkennen lassen.

Daß die Narren und Schelme bereits am Werke sind, zeigt die Eile, womit der offiziöse Draht den Mord sofort dem Anarchismus anhängen will, auf angebliche Neußerungen des Mörders in einer Polizeiwache, also auf die denkbar unsicherste Quelle hin. Die Versuchung, durch möglichst starken Ausdruck der Sympathie mit dem Opfer, durch möglichst starke Verfluchung des Mörders das Spiel der Narren und Schelme zu durchkreuzen, liegt in diesem Falle nahe genug, jedoch scheint sie uns durchaus nicht am Platze zu sein. Nicht etwa deshalb oder nicht etwa deshalb in erster Reihe, weil solch Versuch praktisch ganz aussichtslos sein, weil die Narren und Schelme, wenn sie wirklich ein biblisches Spiel spielen wollen, wie sie es vor zwanzig Jahren bei den Attentaten Hödels und Nobilings, vor vier Jahren bei der Ermordung des Präsidenten Carnot gespielt haben, sich dann erst recht ins Fäustchen lachen würden. Wir behalten klare Augen und einen kühlen Kopf, weil uns dies allein eines Arbeiterblattes würdig zu sein scheint. Wir würden glauben, dem Klassenbewußten Proletariat zu nahe zu treten, wenn wir erst versichern wollten, daß es den Mordmord verabscheut. Wir trauern um die jähle Ermordung der Kaiserin Elisabeth, wie wir um die Ermordung jeder wehrlosen Frau trauern, die keinem Mitmenschen ein Leid gethan hat, gleichviel ob sie Kaiserin oder Bettlerin ist. Wir verurteilen den Verbrecher, wie wir jeden Verbrecher verurteilen, der seine frevelnde Hand gegen das Leben seiner Mitmenschen erhebt, mag er Bettler oder Kaiser sein. Ueber diese Grenze hinaus zu gehen, würde sich nicht schicken, am wenigsten wenn schon die ersten Anzeichen vorliegen, daß

der in Genf verübte Mord zu einer Heze gegen die Arbeiterklasse ausgebeutet werden soll.

Eine andere Heze wird sich gegen das Asylrecht der Schweiz erheben. Dies Recht ist längst kein Schild mehr, der in fleckenloser Unschuld strahlt; seit sechzig Jahren ist er jedesmal verdunkelt, wenn er auf eine entscheidende Probe gestellt wurde. Doch lag die Schuld daran mehr noch an den Verhältnissen, als an den Personen; jeder Großstaat, der auf die Schweiz drückte, durfte die Logik des alten Fabelreimes in die Wagschale werfen: Denn ich bin groß und du bist klein. Immer aber wäre es eine Ungerechtigkeits, schweizerische Behörden und Gerichte so ohne weiteres mit manchen großstaatlichen Behörden und Gerichten auf dieselbe Stufe zu stellen. Solche Dinge, wie wir sie nach den Attentaten Hödels und Nobilings schauernd in Deutschland erlebt haben, gehören in der Alpenrepublik doch zu den Unmöglichkeit. Mit einer gründlichen und unparteiischen Untersuchung des an der Kaiserin Elisabeth verübten Mordes würde sich die Schweiz ein Verdienst erwerben, um dessentwillen ihre manche alte Schuld vergeben werden könnte. Sie hat sich bereits einmal ein ähnliches Verdienst erworben, vor etwa fünfzehn Jahren, als deutsche Lockpfeile auf dem Boden der Schweiz raubmörderische Attentate anzettelten und die schweizerischen Behörden in einer genauen und umfassenden Untersuchung nachwiesen, ein wie grotesk-hilfloser Spuk die ganze „Propaganda der That“ sei, soweit sie nicht durch die heimlichen Händchen der Reaktion aufgepöppelt würde. Wir können nur wünschen, daß die Schweiz gegenwärtig unter schwierigeren Verhältnissen eine gleiche Charakterstärke beweisen möge, wie dazumal.

Bis zum Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung ist für jedes unbefangene Urteil nur die Annahme möglich, daß der Genfer Mord die That eines Wahnsinnigen gewesen ist. Die dem Mörder in den Mund gelegte Neußerung, er habe nichts gegen die Arbeiter, aber gegen die Reichen, strömt in ihrer kindlichen Naivität auf Meilen weit den politischen Geruch aus; will man sich aber ernsthaft darauf einlassen und wirklich annehmen, in dieser Weise habe ein Mörder seine That begründet, so bleibt eben auch nur die Annahme, daß so nur ein Verrückter sprechen kann. Es möchte sich dann freilich fragen, wie gerade ein brotloser Proletarier zu dieser besonderen Form der Geistesverwirrung käme, und die Untersuchung dieser Frage hätten nicht die Arbeiter zu scheuen, sondern ganz andere Leute.

Seuilleton.

127 Wohlfahrt verboten.

L'Adultera.

Von Theodor Fontane.

„Salut“, verbesserte Melante, mit Accentuierung der letzten Silbe.

„Gut, gut. Also Salut“, wiederholte Van der Straaten, indem er jetzt auch seinerseits das e betonte. „Meinetwegen. Ich präntiere nicht, der alte Sprachen-Kardinal zu sein, dessen Namen ich vergessen habe. Salut salutis, vierte Deklination, oder dritte, das genügt mir vollkommen. Und Salutä oder Salutä macht mir keinen Unterschied. Freilich muß ich sagen, so wenig zuverlässig die lieben Italiener in allem sind, so wenig sind sie's auch in ihren Endsilben. Mal a, mal e. Aber lassen wir die Sprachstudien und studieren wir lieber die Speisefarte. Die Speisefarte, die hier natürlich von Mund zu Mund vermittelt wird, eine Thatfache, bei der ich mich jeder blonden Erinnerung entschlage. Nicht war, Anastasia? He?“

„Der Herr Kommerzienrat belieben zu scherzen“, antwortete Anastasia pikiert. „Ich glaube nicht, daß sich eine Speisefarte von Mund zu Mund vermitteln läßt.“

„Es käm' auf einen Versuch an, und ich fr' meinen Teil wollte mich zur Lösung der Aufgabe verpflichten. Aber erst wenn Anna herauf ist und ihr Antlitz wieder leuchend hinter Wolkenfleckern blickt. Bis dahin muß es bleiben und bis dahin sei Friede zwischen uns. Und nun, Arnold, ernenn' ich Dich, in Deiner Eigenschaft als Gabler, zum

Erblichenmeister und lege vertrauensvoll unser leibliches Wohl in Deine Hände.“

„Was ich dankbarst acceptiere“, bemerkte dieser, „immer vorausgesetzt, daß Du mir, um mit unserem leider abwesenden Freunde Gryczinski zu sprechen, einige Direktiven erteilen willst.“

„Gerne, gerne“, sagte Van der Straaten.

„Nun denn, so beginne.“

„Gut. So proponier' ich Kal und Gurken Salat . . . Zugestanden?“

„Ja“, stimmte der Chorus ein.

„Und danach Hühnchen und neue Kartoffeln . . . Zugestanden?“

„Ja.“

„Bitte nur noch die Frage des Getränks. Unter Umständen wichtig genug. Ich hätte der Lösung derselben, mit Unterstützung Gyns und unseres Wagenlastens, vorgegreifen können, aber ich verabschiede Landpartien mit mitgeschlepptem Weinkeller. Erstens kränkt man die Leute, bei denen man doch gewissermaßen immer noch zu Gast geht, und zweitens bleibt man in dem Kreise des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus will. Wozu macht man Partien? Wozu? frag' ich. Nicht um es besser zu haben, sondern um es anders zu haben, um die Sitten und Gewohnheiten anderer Menschen und nebenher auch die Lokalpenden ihrer Dorf- und Gauschaften kennen zu lernen. Und da wir hier nicht im Lande Kanaan wollen, wo Kaleb die große Traube trug, so stimme' ich für das landesübliche Produkt dieser Gegenden, für eine kühle Blonde. Kein Geld kein Schweizer; keine Weiße kein Stralow. Ich wette, daß selbst Gryczinski nie bessere Nichtschuren gegeben hat. Und nun geh, Arnold. Und für Anastasia eine Anisette . . . Kühle Blonde! Ob

wohl unsere Blondine zwischen Tisch und Schapp in diese Kategorie fällt?“

Elmar hatte mittlerweile dem Schauplatz der untergehenden Sonne zugehört und auf dem gebrechlichen Wasserstege, nach Art eines Turners, der zum Hochsprung ansteht, seine Knie gebogen und wieder angestraft. Alles mechanisch und gedankenlos. Plötzlich aber, während er noch so hin und her wippte, knachte das Brett und brach, und nur der Geistesgegenwart, mit der er nach einem der Pfähle griff, mocht' er es zuschreiben, daß er nicht in das gerad' an dieser Dampfschiff-Anlagestelle sehr tiefe Wasser niederstürzte. Die Damen schrien laut auf, und Anastasia zitterte noch, als der durch sich selbst Gerettete mit einem gewissen Siegeslächeln erschien, daß unter den sich jagenden Vorwürfen von „Tollkühnheit“ und „Gleichgültigkeit“ gegen die Gefühle seiner Mitmenschen“ eher wuchs als schwand.

Ein Zwischenfall wie dieser konnte sich natürlich nicht ereignen, ohne von einer Fülle von Kommentaren und Hypothesen begleitet zu werden, in denen die Wörter „wenn“ und „was“ die Hauptrolle spielten und endlos wiederkehrten. Was würde geschehen sein, wenn Elmar den Pfahl nicht rechtzeitig ergriffen hätte? Was, wenn er trotzdem hineingefallen, endlich was, wenn er nicht zufällig ein guter Schwimmer gewesen wäre?

Melante, die längst ihr Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, behauptete, daß Van der Straaten unter allen Umständen hätte nachspringen müssen, und zwar erstens als Urheber der Partie, zweitens als resoluter Mann und drittens als Kommerzienrat, von denen, allen historischen Aufzeichnungen nach, noch keiner ertrunken wäre. Selbst bei der Sintflut nicht.

Van der Straaten liebte nichts mehr, als solche Redereien seiner Frau, verwahrte sich aber, unter Dank für das ihm